
Senior Projects Spring 2024

Bard Undergraduate Senior Projects

Spring 2024

Stimmfügungen

Johannes Darius Furtwängler
Bard College

Follow this and additional works at: https://digitalcommons.bard.edu/senproj_s2024



Part of the [Aesthetics Commons](#), [Fiction Commons](#), [German Linguistics Commons](#), [German Literature Commons](#), [Other German Language and Literature Commons](#), and the [Poetry Commons](#)



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Noncommercial-No Derivative Works 4.0 License](#).

Recommended Citation

Furtwängler, Johannes Darius, "Stimmfügungen" (2024). *Senior Projects Spring 2024*. 99.
https://digitalcommons.bard.edu/senproj_s2024/99

This Open Access is brought to you for free and open access by the Bard Undergraduate Senior Projects at Bard Digital Commons. It has been accepted for inclusion in Senior Projects Spring 2024 by an authorized administrator of Bard Digital Commons. For more information, please contact digitalcommons@bard.edu.

STIMMFÜGUNGEN

Senior Project Submitted to
The Division of Languages and Literature
of Bard College

by
Johannes Furtwängler

Annandale-on-Hudson, New York
May 2024

DANKSAGUNGEN

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um allen zu danken, die mich während meines Senior-Projekts am Bard College unterstützt haben.

Ein besonderer Dank gilt meinem Betreuer, Thomas Wild. Seine Begleitung während meiner Zeit am Bard College war für mich von unschätzbarem Wert. Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die er meinen Texten widmete, haben meine Arbeit maßgeblich beeinflusst und waren eine Inspiration und Motivation. Die Gelegenheit, mit ihm arbeiten zu dürfen, war eines der großen Privilegien meiner Studienzeit.

Außerdem möchte ich Tabea danken, die den Willem Wecker persönlich kannte.

Auch danke ich Owen, der meist da war, wo ich auch war.

Zu guter Letzt möchte ich der Mama danken, weil sie mir die Freude an der Sprache vermittelt hat.

STIMMFÜGUNGEN

INHALTSVERZEICHNIS

WÜRDE.....	3
AM TISCH.....	5
DIE NÄCHSTE STADT.....	8
DEINE SPRACHE UND ICH.....	9
VERDREHTER SCHNEE.....	10
KEINE FABEL.....	12
DIE SCHLANGE.....	13
DER KÄFIG.....	15
VOLLMOND.....	16
WENN.....	18
FASTNACHT.....	19
MONDNACHT.....	22
BLICK IN DAS FLÜSTERNDE WASSER.....	23
AN DIE MUSIK.....	24
BISTE COOL? COOL.....	25
WIE KANN DIE WELT.....	28
ABGEBROCHENE ANSÄTZE.....	29
DAS BESTE STÜCK.....	31
GESAGTE SACHEN SAGEN.....	32
WILLEM WECKER.....	33
FORTWEG.....	44

WÜRDE

Wenn eine einsame Dame einen Brief an eine unbekannte Adresse in einer der schöneren umliegenden Städte schicken würde, weil sie dort einen alten Schulfreund vermutet, so würde dieser eine sorgfältige Antwort an seiner Schreibmaschine verfassen; sogar dann, wenn sie sich im Brief nicht auf zartrosa Seiten in einem Wörterbuch aus feiner Feder mitgeteilt hätte, sondern in einem formell tröpfelnden Rinnsal auf einer Postkarte mit Pferdeweide, sodass ihre Kontaktbedürftigkeit, welche zwischen den Zeilen zwar verborgen läge, sich vor des Mannes von Einsamkeit schmal gewordenen Augen entzogen hätte, wodurch seine Antwort von einer ebenso höflichen Distanz gezeichnet gewesen wäre; denn so unbegreiflich es auch klingen mag, wäre dies in all den Jahren der erste Brief an ihn gewesen, der nicht von Banken oder Versicherungen stammen würde, woraufhin er vielleicht am nächsten Tag aufgewacht wäre und sich beim Lesen der Tageszeitung plötzlich gewundert hätte, was es mit diesem warmen Gefühl auf sich hat, welches sich seit dem Erhalten ihres Schreibens, erst vom Bauchnabel aus, nach und nach in seinem ganzen Körper ausgebreitet hätte; und was ihn ab diesem Moment dazu verleiten würde, beschämt, da er solch ein befremdliches Empfinden kaum mehr kannte, beim Verlassen des Hauses, stets mit beinahe kindlicher Aufregung, einen verstohlenen Blick in den Briefkasten zu werfen.

Da es aber nicht so ist; kein solcher Brief in seinem Briefkasten landete und eine solche Dame wohl kaum einem alten Schulfreund schreiben würde; und selbst, wenn sie durch einen unmöglichen Zufall in einem verstaubten Telefonbuch auf

seinen unauffälligen Namen gestoßen wäre, der eine alte Erinnerung aufkommen ließ, und in ihr daraufhin tatsächlich ein unerklärlicher Impuls aufgekommen wäre, sich, entgegen ihrer Menschenscheu, bei diesem Mann zu melden, obwohl dieser für sie zu dem Zeitpunkt nicht mehr als eine vage Erinnerung aus der Jugend gewesen wäre, die durch eine bestimmte Anordnung schwarzer Druckbuchstaben auf vergilbten Seiten hervorgerufen wurde, so wäre sie gut beraten, dieses Vorhaben gleich wieder in den Wind zu schlagen, da seine Antwort, die wenige Wochen später in ihrem Briefkasten gelandet wäre, sie nur enttäuscht hätte, da sich hinter diesem Namen tatsächlich auch der Mensch befinden würde, der aber ihre ausgestreckte Hand, diese mutigste aller Gesten, mit seiner ungeschickten Antwort gleich wieder weggestoßen hätte, was man zwar auf seine tiefen Verlustängste zurückführen müsste, die Frau das aber unmöglich erahnen könnte, weil sie dieselben Ängste plagten, weshalb sie sich nach dem Erhalt seines Schreibens dazu entschlossen hätte, den Brief nicht zu beantworten, sich stattdessen wieder auf sich selbst zu konzentrieren, um das Gefühl der Einsamkeit, welches für einen kurzen Moment von blinder Hoffnung verdrängt worden war, jetzt endgültig schätzen zu lernen, im Unwissen darüber, dass der Mann auf seinem täglichen Spaziergang, entlang der immer selben Gassen seiner kleinen Altstadt, säuberlich gekleidet, doch mit gesenktem Kopf nachhause trotzend, beim Betreten seines, obgleich mit Stuck verzierten, erdrückend leeren Hauses, immer einen verstohlenen Blick in den Briefkasten werfen würde - da dies so wäre, legen sie das Gesicht auf den Fenstersims zum Garten und, in der Stille, wie in einem schweren Traum versinkend, weinen beide, ohne es zu wissen.

AM TISCH

Begriffen hat das Spiel an eurem Tisch keiner von uns, weil wir Zuhause keine echte Kunst anwenden haben und können. Darum wundert man sich, ab wann man nach Kaviar keine Kartoffel mehr isst. Verzehrt spiegeln sich unsere Körper im Weinkrug aus Silber, dessen geschwungener Henker uns Mitessern im Handumdrehen Mahlzeit richtet, bevor er uns erschöpft rausdrückt. Ganz nah drenger wir an den Tisch und die einkörnige Sanduhr fällt um und erschrocken murksen wir über gefalteten Servietten mit Spitze in eure oberste Hausschicht. Doch fangt ihr euch lange ehe unsere Fallen könnten und sichtlich habt ihr Ohneleid in abgedrehten Augen, die euren Rücken weichen, bis ihr wie ein segenloser Mast im Grau ertrinkt.

Gelernt haben wir seitdem viel. Bei uns kann man jetzt auch Kunst anzuvielenwänden und gemurkst oder vielzunah gerutscht wird auch nicht mehr. Dieses Ja ists anders und gut. So setzen wir wieder zu euch am Tisch, der noch punktvoller verdeckt ist, mit solch schönen Tellern und Tellern für Teller und Schöpflöffel für Löffel. Das ist schon bewunschenswert und jetzt sind wir uns nicht mehr so sicher, ob unsere Zusammensetzung noch immer falsch isst, weil wir die Speißen so noch nicht gesehen haben. Otto Längli hat aufgetischt und es dampft kein Fleisch, sondern die ganz große Küche und jetzt haben wir uns bemüht, genau das zu sagen, was man so sagt, wenn es Weihnachten ist, aber es verläuft sich alles im Ursinn, bis ihr wieder am Horizont vertrinkt.

So nicht, flüstern wir mit Hass versengtem Blick. Wir haben uns dazu entöffnet, nicht noch ein Ja zu waten. Lange bevor vier Kerzen brennen, zagen wir mit leisen Beinen über die elendhohe Pappelallee zum Haus. Flink durch das Tor und rein da, in die satte Welt. Dort finden wir euch unbedacht in Daunenbergen saufzend. Schleise pfuschen wir mit feuchten Mündern ganz Narr an Ohren und stöhnen Atem in den traumelnden Kopf. Schauder an, wie unsere Wärme die blonden Herrchen borstig stellt. Ihr spürt uns doch! Und Gewalt mit Fingern gegen Atem an den Hals. Ihr strampelt Ruhm im Himmelbett, bis ihr verwürgt und nimmerirrt, wer spricht..

DAS NÄCHSTE DORF (KAFKA)

Mein Großvater pflegte zu sagen:

»Das Leben ist erstaunlich kurz.

Jetzt in Erinnerung drängt es sich mir so zusammen,
daß ich zum Beispiel kaum begreife,
wie ein junger Mensch sich entschließen kann,
ins nächste Dorf zu reiten,
ohne zu fürchten, daß
- von unglücklichen Zufällen ganz abgesehen -
schon die Zeit des gewöhnlichen,
glücklich ablaufenden Lebens
für einen solchen Ritt bei weitem nicht hinreicht.«

DIE NÄCHSTE STADT

Mein Großvater pflegte zu sagen:

“Das Leben ist ernüchternd lang.

Jetzt in Vergessen breitet es sich mir so auseinander,
daß ich zum Beispiel kaum begreife,
wie ein junger Mensch sich weigern kann,
in die nächste Stadt zu fahren,
aus Furcht, daß
- von glücklichen Zufällen ganz abgesehen -
schon die Zeit des gewöhnlichen,
traurig ablaufenden Lebens
für eine solche Fahrt bei weitem nicht hinreicht.”

DEINE SPRACHE UND ICH

Ich bin ein Fremder, der zu deiner Sprache neigt. Ich suche sie mir aus, ich hole sie von weit her. Es ist aber eine große Sprache. Sie reicht so weit. Vor mir, direkt vor mir her, immer vor mir und so dicht. Ich komme gegen ihren Willen weiter. Zum Himmel mit ihr, sage ich mir manchmal. Sie steht still, sie antwortet nicht, sie läßt mich ungeschehen. Selten tauchen Zöllner auf. Ihre Auslese? Ich lese, sie lassen uns lesen. Ich hab nichts gesagt, aber dafür Deine Sprache, sie hat diensteifrig genickt, sie hat mir die Freude getan.

VERDREHTER SCHNEE

Ich hab dem Schnee die e verdreht. Es hat sich nichts getan.

Schnee ist kein Wort und Heu ist auch keins. Schnee ist kein Wort. Es gibt viele Wörter. Es gibt viele, die bezeichnen, womit sie entzwei sind, weil sie es bezeichnen. Die keins sind mit dem, was sie bezeichnen, weil sie damit entzwei sind. Aber Schnee ist kein Wort.

Ein Pech, daß wir Heu haben, denn Heu ist auch kein Wort. Und es gibt viele Wörter. Heu! Rufen die Erwachsenen und manchmal rufen sie auch: Mehr Heu! Aber das ist zu genau. Das führt dann dazu, dass sie in einen der vielen Kuhfladen treten, die einem Lust machen, sich bedeckt zu halten.

Aber bleiben wir beim Schnee. Unlängst erklärte mir eine Schriftstellerin, die wußte, daß ich auf der Suche nach Wörtern bin, was eine Schriftstellerin sei, und ich schüttelte den Kopf im Zeichen des Unverständnisses, weil ich es verstanden hatte. Ich hatte nur nicht verstanden, daß es ein Wort war. Aber das ist sehr viel und wir wären im Streit auseinandergeschieden, wenn die Schriftstellerin nicht plötzlich entzückt ausgerufen hätte: *Der Regen, der gegen die Fenster stürzt*. Das brachte mir solche Freude, daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte und wieder zu ihr rannte. Aber als ich mich nach einer Stunde besann und wieder auf dem Absatz herumdrehte, um wieder zu mir zu finden, war sie noch immer da. Sie war noch

immer da wie der Regen und seine bestürzten Fenster. Alles war bestürzt. Es gibt gestürzte Kletterer und gestürzte Könige, aber schon bei den Königen bin ich mir nicht mehr sicher, ob man nicht besser bestürzt sagen sollte.

Wer *Schnee* in Werkverzeichnissen sucht, findet ihn, je nach der Beschaffenheit seines Suchens, nach Amros und Albany, vor Seegeister und Spiegelgeschichte, nach Baumzeichnen und Flecken. Solche Unvergleichbarkeiten haben wir. Mit links kann man sicher auch sagen, daß Surrender in mehr als einer Beziehung nach Schnee kommt, aber ich traue nichts, was man mit links sagen kann, seit kurzem. Entweder kann man etwas nicht sagen oder man kann etwas sagen. Wenn man etwas sagen kann, stellt man langsam fest, daß man es mit links sagen kann. Und da man von allem, was nicht gesagt wird, das wenigste sagen kann, nimmt diese Redensart ab. Winterantwort kommt sogar nach Surrender in der äußerst merkwürdigen Reihenfolge, der wir uns ergeben haben. Sie hat auch mehr damit zu tun als Surrender mit Schnee. Und ich sage das nicht mit links. Winterantwort und Surrender gehen in der Regel zu weit und bewirken doch meistens, worauf es ankommt. Es gibt eben nur so viel, was dem Weiterlesen folgen kann.

Die Welt ist alles, was der Fall ist. Schnee ist aber nicht nur der Fall. Er kann sich bedeckt halten. Da liegt er dann, jenseits der Grenzen meiner Welt.

KLEINE FABEL (KAFKA)

»Ach«, sagte die Maus,
»die Welt wird enger mit jedem Tag.
Zuerst war sie so breit,
daß ich Angst hatte,
ich lief weiter und war glücklich,
daß ich endlich rechts und links
in der Ferne Mauern sah,
aber diese langen Mauern eilen
so schnell aufeinander zu,
daß ich schon im letzten Zimmer bin,
und dort im Winkel steht die Falle,
in die ich laufe.« -
»Du mußt nur die Laufrichtung ändern«,
sagte die Katze
und fraß sie.

KEINE FABEL

”Mensch”, sagte das Schwein,
“wahrhaftig du zu sein.
Meine Beine wären so lang,
ich könnte frische Äpfel pflücken,
und meine Arme so geschickt,
daß jedes Weidentor mir offen stünd’.
Und auch bei Sonne gäb’ es Schlamm,
wann immer ich mich suhlen wollt’.
So wär ich immer quiekfidel.”-
“Du hast gesprochen wie ein Schwein”,
sagte der Mensch
und fraß es.

DIE SCHLANGE

Die kleine Schlange beißt voll Zorn
das nackte Bein, ihr Zahn ein Dorn.
Sie gräbt sich ein, mit großer Wut,
der Kopf vom Bein verliert den Hut.

Der Hut fällt runter, auf den Boden.
Man hört den Heinz ganz zornig toben.
Er springt herum, wird kunterbunt,
fasst sich im Schrecken an den Mund.

Wie Feuer peitscht das Gift durch ihn.
Sein Herz, es rast. Adrenalin!
Der Schmerz, er brennt, Heinz will ihn löschen.
Taumelt zum Teich, umringt von Fröschen.

Ohne zu zögern springt er rein
und ihm voran sein rotes Bein.
Hoch spritzt das Wasser ringsherum.
Die Frösche quaken anders dumm.

Tief taucht er ein, ins laue Blau.
und denkt sogleich: "War das wohl schlau?"
Im Fiebertraum vergaß Heinz leider,
die Sogwirkung der nassen Kleider.

Mit Staunen sinkt er tief hinab,
das bisschen Luft wird bald zu knapp.
Sein Leid ist kurz, doch ganz schön groß.
Der Teich, der tat den Todesstoß.

Schon bald wars wieder still umher,
Den Heinz, den gab es nimmermehr.
Nur noch sein Hut lag da. Fatal!
Ein stiller Zeuge seiner Qual.

DER PANTHER (RILKE)

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.

DER KÄFIG

Sein Inneres ist vom Zorn der Katze
so stark verkratzt, daß er kaum mehr hält.
Ihm ist, als sei die dunkle Pantherfratze
ein Teufelsbildnis dieser Welt.

Der laute Beifall junger Zirkusgäste,
der nur dem müden Panther gilt,
schmerzt wie der Stachel einer Wespe,
aus welchem höhnisch nun das Gift erquillt.

Nur manchmal knallt die grelle Sommersonne
auf ihn hinab —. Dann wird der Käfig warm,
und scheint erleuchtet wie ne fromme Nonne -
die niemals nicht zum Beten kam.

VOLLMOND

Prahlend prallt die grelle Sonne
auf das blaue Firmament.

Um ihr Licht drängen sich Wolken,
ächzend krächzend eingezwängt.

Doch die Zeit lässt sich nicht biegen,
stetig schreitet sie voran.

Und die Sonne wird bald müde,
weil sie hier nicht schlafen kann.

Mond der Nacht, du wirst gerufen.
dir wird nun der Thron gereicht.
Spiegelst doch mit deiner Schönheit
Gottes Glanz im Himmelreich.

Üppig lässt der Mond sich sacken,
in die Dunkelheit der Nacht.
Und sein Schein sticht aus den Maschen
seiner silberweißen Tracht.

Leider zieht ein Vogel tollkühn,
weite Kreise, elegant.
Bumm! Da war des Mondes Nase,
gleich in Härte einer Wand.

Des Vogels Schnabel, morscher Zacken,
den Gott da schelmisch angebracht,
bricht entzwei mit lautem Krachen.
Adieu, Stille jener Nacht.

Oh, das ist dem Mond gar peinlich,
was ihn plötzlich traurig macht.
Und so weint er ganz, ganz heimlich
Tränen, schwer und unbedacht.

Diese fallen in die Wolken,
halten sich dort panisch fest.
Doch sie alle werden fallen,
weil die Schwerkraft abwärts presst.

Kreischend klatscht der Regen heftig
auf den Boden unsrer Welt.
Und die Sterne schaun verächtlich,
da den Mond nun nichts mehr hält.

Voller Scham, mit schwerem Herzen,
nimmt der Mond laut schluchzend ab.
Wird ganz dünn und immer feiner,
bis er nichts mehr von sich hat.

WENN

so ein Gedanke
wiederkehrt,
sich nicht verliert,
sondern
im Nebel zwischen
Köpfen
zweier Menschen leuchtet,
weil
eine Zunge zwischen
Lippen
Wörter spuckt,
deren
Klang das Grau
durchdringt,
auf Ohren fällt,
dort
über Muscheln Schatten
wirft,
die nichts berühren,
so
wäre das Problem,

FASTNACHT

Es ist fast Nacht
und ich versteck Gesicht in schräger Maske.
Trunk hab ich reichlich in mich rein,
doch schmecke Blut,
weil trocken Grinsen unterm Holzmund.
Ich packe mein Herz an
und Falle aus der Tür in sie,
die Welt,
wo man sich dreht, wenn man es kann.

Schwarz taucht mein Mantel auf und ab,
mit jedem Schritt aus bunten Straßenzügen.
Zerstohlen stümmel ich mich in die Bar,
wo Welt den Gästen Schenke gießt.
Schwer sink ich mich im Hintergrund
und Stiere Rot in ihren Wangen.
So dicht war ich schon lange nicht
auf Menschenleben raufgepackt.
Ich luk sie an, wie damals schon,
und meine Lieder singen Farben.

Doch nirgends tropft der Sinn.

Es klascht die Welt mit dem in mir,
was schon so lang im immer Innern eingeschossen ist,
von Sehnsucht schnörkelig verzehrt.

O, hätte ich nur wüst,
dass Oasen nur aus Ferne sinnt,
wär ich nie Sandleer durchquert.

Es schmerzt, wo ich ihr Hautnarr kummre
und seh', wie sie Mirage ist,
weil Stimme und Gestalt
bei mir so gröblich kommt,
in meiner tiefsten Brandung.

Ich stoße auf, und ziehe zu
um auszukommen,
weil alle bunt köstümt in ihr mit Gruppen stehen
und lauter Stimmen dröhnen.

Jetzt steh ich schummrig an der Wand,
wo alle Augen fallen
kalt mir zu.

Ich bin so schwer und falsch.

Nichts stimmt an mir,
und alle sehen mich
gezinkten König
bängen.

Mannschaft mich auf, zu Deck,

wo ich dann Planke gehen muss,
weil Welt mein Blau zu Blau diktiert?
Ich kann nicht schwimmeln und
aus dem Hintergrund benommen
werf ich den letzten Blick zurück,
der so verhungert zwischen Glotzern kullert
und sie nicht fasst.

Mit langen Sätzen hechten aus der wüsten Bar wo kühle Luft mich knochentief
und Strom mich saugt
bis raus zum Klippenmeer
wo ich hoch steh
und schwarze Weite see
und in ihr Mond
und in ihm Lichterhohn
wie auf der andren Seite Sonne strahlt.
Doch so lang waten kann ich nicht
und ehe ich begriffen, lass ich los,
und stehe da am Ufer,
wo ich mich in ihren Spiegeln fallen seh.
Da reist ihr Wind die Maske ab.
Da flattern Lippen.
Da fällt Staunen aus den Höhlen
was unsinnlich ins Mondlicht schlägt
und stummt.

MONDNACHT

Ich erinnere mich noch genau, wie ich mit kindlicher Ernsthaftigkeit im kühlen Schweigen des Mondes des Mondes grübelte. Meinen kleinen Kopf in die Hand gestürzt, lehnte ich am Fenster und lies den Wind durch mein noch blondes Haar wehen. Da sah ich wohl aus, wie ein kleiner Engel, dem langsam Augen für die tiefe Schönheit dieser Welt wuchsen und der sich wunderte, warum ihn das so traurig machte. Denn um das fahle Licht, welches kegelförmig zwischen zarten Wolken auf die Erde sank, schien sich meine Welt in Unbegreiflichkeit aufzulösen. Und so lauschte ich dem Wind, wie er über die Wiesen huschte, und fühlte mich dabei so allein, wie es nur Kinder sein können, weil diese noch nicht wissen, wie allgegenwärtig und zeitlos ihre Gefühle sind. Diese stille Melancholie ist mir seither eine treue Begleiterin, die sich immer dann zu erkennen gibt, wenn die Welt sich mit ihrer betörenden Tiefe vor mir ausbreitet, in die mein ganzes Wesen fragend gleitet und sich dort verliert. Meist ist es etwas ganz banales, ein plötzliches Husten oder ein manierierter Text, was mich zurück auf den Boden keiner Tatsachen bringt.

BLICK IN DAS FLÜSTERNDE WASSER

Wie der Schaum höhnisch zischt, weil Du so fragend schillerst! Der Wind legt Dein Haar in den Nacken, und Lippen flattern. Brechend wiegen Wogen auch die letzte Wache in den Schlaf. Verzweiflung klafft Leere. Oben schmerzt ein Morgenstern auf und gräbt sich Dir ein. Doch bist Du Dir dem zu bewusst. Entzaubernd blickst Du auf Dein Leid und saugst ihm Unmittelbarkeit aus der Haut.

Du hattest Recht, als Deine Finger—unter einem Schloss aus Kissen—zum ersten Mal nackte Einsamkeit spürten. Nichts pfeift im Ohr eine Melodie. Monoton summt die doppeldeutige Dichtung einen einzelnen Ton. Brach schwebt er im Raum und trommelt verhältnislos auf Dein Fell, allen Liedern entrissen. Hörst Du, wie im Schnittpunkt unserer Gespräche das Unvertraute wohnt?

AN DIE MUSIK

Ich höre Dich und mich in Dir.

Wie schön ich bin, wenn Du erklingst!

Du hältst mich auf in meinem Gang
und ich Dich hoch in meinem Herzen.

Ja, Du und ich verstehen uns,
wenn ich durch Dich vibrier'?

Du spielst mir zu und ich Dich ab.

Dort sprichst Du wortlos auf mich ein.

Ich schenk Dir Ohren, Du mir Flügel.

Wie wir laut durch Bilder gleiten,
die nur Du beschreiben kannst!

Doch lass mich bloß nicht los,
denn immer dann, wenn Du verstummst,
fall ich tausend Wolken tief.

Und Stille legt sich auf mein Herz,
wie eine zarte Decke Schnee,
in der ich eintönig und leer in mich verfall.

BISTE COOL? COOL.

Bist du cool, dann kennst du ihn,
diesen DJ hier, aus Wien,
der da vorne an dem Pult
Rädchen dreht, der Mann ist Kult.
Dieser DJ hat ne Glatze
und Tattoos auf seiner Fratze,
die verwegen auf die Reisen
seiner Wenigkeit verweisen.
Dröhnend knallt sein Bass aufs Ohr,
gräbt sich ein und schreibt uns vor,
wie wir uns zu drehen haben,
welchen Takt wir heute wagen.
Ben3000 ist sein Name
und er steht echt nicht auf lahme
Partygänger, die nur wippend,
auf dem Dancefloor Osaft nippend,
blöde rumstehn, sich nicht trauen,
richtig auf den Putz zu hauen.
Nicht so Sven, denn der ist echt so
hier vor allem für den Techno.
Hüpft herum, ohne zu lachen,
durchgeschwitzt in nassen Sachen.
Seine Tracks, ja die rasieren,
lassen Dich in Dir verlieren.
Kenner hören Kunst heraus,
weinen gar beim Schlussapplaus,

während Sven ganz angestrengt,
zwischen Menschen kauend denkt,
ob es schlau wär Tim zu fragen,
ob sie es noch einmal wagen,
auf dem Klo mit ihren Nasen
süffisant gen Koks zu rasen.
Yes! - das fände Tim auch gut,
denn die Sucht, die ist akut.
Schon seit über tausend Tagen,
lässt er seine Mutter zagen,
denn der Tim, der wurde leider
doch kein Träger feiner Kleider,
der den ganzen Tage sitzend,
und dazu beflissen schwitzend,
andren Trägern feiner Kleider,
gegen deren Feind und Neider,
vor Gericht die Säbel zückt
und die Frucht des Ruhmes pflückt.
Nein, der Tim wurd' kein Jurist
und verpasste auch die Frist,
nett beim Arbeitsamt zu fragen,
ob sie noch nen' Job freihaben.
Finster stand es um den Tim
und auch Sven hatte es schlimm,
denn bei ihm war es der Vater,
der ein großer, böser, harter
Mann war, der den Sohn oft schlug,
weil sein Stolz es nicht ertrug,

dass er nicht, genau wie er,
Polizist mit Schießgewehr,
werden wollt, obwohl er sollt,
was den Vater Nachts verfolgt.
In weissen Lastern fliehen die beiden
vor den Lasten ihrer Leiden,
welche gar zu schnell verfliegen,
wenn die Lines schön üppig liegen.
Somit war es zu erwarten,
dass die beiden desolaten
Jungs sogleich in der Kabine
Koks und Keta mit Sabine
in sich ziehen, ohne zu ahnen,
welche Dramen sich anbahnen.
Alter knallt das Koks gut rein,
nur die Keta-Line wirkt klein,
weshalb jeder noch was will,
doch dann wird der Sven ganz still.
Armer Bub, es ist sein Herz,
welches plötzlich schrecklich schmerzt,
so dass er den Halt verliert
und am Boden wild vibriert.
Schwarz vor Augen wird dort ihm.
Meilenweit scheint plötzlich Wien.
Sogar Tim, der den Kopf schüttelt,
hilflos kreischt und ihn durchrüttelt,
nimmt der Junge nicht mehr wahr,
weil der Junge nicht mehr war.

WIE KANN DIE WELT

Wie kann die Welt
das Wunder, welches allen
im gleichen Maße zusteht,
so ungerecht verteilen?

Der Zwischenraum ist eng
und doch so weit, wie ich ihn denken kann.
Wenn sich Windstille an die Gipfel schmiegt,
leuchten die Nebensonnen auf.

So frage doch

Wie im Tintenrausch gefasst,
auf federleichten Strömen,
zum Hang, wo Frieden hofft,
ein Mensch
mit Sprache Gruben gräbt
und dort nach Kreisen ringt,
in deren Ecken man
die Zeit mit Sieben fängt.

Weiter auf zum Sein,
wo Tinte brennt
und Böden widerstandslos weichen,
wo höher sinken alles ist.
Dort führen Zeichen unsere Stimme fort,
auf denen wir über uns steigen.

ABGEBROCHENE ANSÄTZE

Ich wollte mich eigentlich mal öffnen, hab dann aber über das Öffnen gesprochen. Wenn man das Ganze mit ein bisschen Vorstellungskraft sieht, kann man doch irgendwie, naja, in gewisser Hinsicht, wenn man das so sagen darf, und man kann doch das meiste so sagen, sagen, daß die Wahrheit darin liegt, daß es nunmal so wurde, wie es wurde, weil es so war, wie es war, und es dadurch so ist, wie es ist.

Jeder Schritt geht mit einer Ablehnung all jener Schritte einher, die sich dem Schreitenden in diesem Moment anbieten. Nehmen wir einmal an, man würde jeden Schritt eines Menschen von Geburt an verfolgen und in Linien notieren. Das daraus resultierende Muster wäre eine Form des Selbstaudrucks. In dieser Hinsicht ähnelt das Gehen dem Schreiben. Darum wollte ich das Projekt ursprünglich Lebenslinien nennen. Leider ist das eine Sendung bei der ARD.

Ich bin mit meiner Sprache vorsichtiger geworden. Sich äußern ist verlassen werden. Da steht es dann und glotzt mich an. Als hätten wir es nicht beide eben besser gewusst.

Da ich alles bin, was ich bin, kann ich nur sein, indem ich alles das nicht bin, was ich nicht bin. Alles, was ich schreibe, muss mit allem zu tun haben, was ich bin, weil ich nur das schreiben kann, was ich bin, und somit alles, was ich nicht bin, außerhalb dessen liegt, was ich schreibe. Doch so kommt es, dass sich in allem, was

ich schreibe, ein Spiegelbild verbirgt, von allem, was ich nicht bin, sowie auch eine Marmorstatue alles ist, was die Welt ohne sie nicht ist, und sie damit alles ist, was die Welt ist.

Zur Schule gehen (man geht immer zur Schule), Kopf in den Himmel werfen, Nase in die frische Luft drücken, den Stein nicht sehen, rechtes Bein dagegen stoßen, nach vorne überfallen, theatralisch schreien, voll auf die Fresse knallen, mit dem Gesicht im Dreck liegen, innehalten, tief einatmen, noch einmal tief einatmen, den Grund der Stadt riechen, den Boden genauer betrachten, die kleinen Gräser zwischen den Pflastersteinen bewundern, richtige Entrepreneure, dran schnuppern reicht nicht, Mund aufmachen und bisschen dran nuckeln, sich wundern, was da so bitter schmeckt, aufstehen, alles locker, man ist mit Absicht hingefallen, den Schulweg fortsetzen.

Der Augenblick, wenn man etwas läßt, ist dem Augenblick des Wartens ähnlich. Denn es ist nur eine Frage der Zeit, bis man auch das läßt.

DAS BESTE STÜCK

Bildhauerei ist ein Prozess der Reduktion. Beim Schreiben ist das auch so. Meine Sprache ist mein Fels und was ich sage mein Meißel. Der Fels ist mein Raum der Möglichkeiten und der Meißel die Entscheidung. Der zweite Vergleich ist glaube ich besser. Ich lasse trotzdem beide stehen. Man kann ja nichts sagen, ohne alles andere nicht zu sagen. Aber man kann auch alles andere sagen, ohne das zu sagen, was man sagen wollte. Der Sprachmarmor hat ein Eigenleben. Er zerbricht und ist trotzdem immer ganz. Er wächst mit Erfahrung und schrumpft mit Vergesslichkeit. Er ist zu groß um begriffen zu werden, und dennoch alles, was wir begreifen können. Manchmal gefällt mir was, aber dann kommt die innere Putzkraft und fragt: "Ist das Kunst oder kann das weg?" Im Versuch meine Mitte zu äußern, geht es also darum, meine Essenz zu äußern. Das ist kompliziert. Das Essentiellste gibt es ebensowenig wie das Perfekteste. Hätte Michelangelo seinen David aber so lange bearbeitet, bis lediglich sein bestes Stück, sein Hintern, übrig geblieben wäre, wäre dieser weniger essentiell. Wir würden ihn nicht als Davids makellosen Hintern begreifen, sondern einfach als makellosen Hintern. Da er aber ein großer Künstler war, wußte Michelangelo, dass dieses Prachtstück einen Körper brauchte, um in seiner ganzen Pracht zu erstrahlen. Die Essenz braucht also nicht nur das Essentiellste, sondern auch das, was es zum Essentiellsten macht. Diese Vergleichbarkeiten haben wir aber nicht.

GESAGTE SACHEN SAGEN:

Was ist eigentlich alles biografisch? O sagt ja, selbst das Gehen sei biografisch. Ich frage mich trotzdem, was ich hier mache. Aber nicht im Sinne von "Hä, was mach ich da?" Ich meine das große Machen. Das allergrößte Machen, welches Menschen eben machen. Ich suche nach dem Wort. Job klingt zu banal, auch wenn es per Definition irgendwie passt. Ein anderes Wort wäre "Sein". Das passt aber weniger gut, weil unser Machen nicht ein lebenslanger und nur durch den Tod zu stoppenden Zustand ist. Nein, das Machen von dem ich spreche, kommt dann in ein Leben, wenn man für seinen Wert in der Gesellschaft kämpfen muss oder so. Darum sind die Druckbuchstaben hier auch so biografisch; und das in erdrückend vielfacher Hinsicht. Jetzt verstehe ich vielleicht warum jeden Tag die nächste Biografie auf den Markt kommt, die nur von einem bemühten Geist gelesen wird. Der Blick auf das Innere ist einfach sehr generativ! Vielleicht, weil es einen umgibt und man dahin nicht extra Bahn fahren muss. Und, ja, das Innere ist in mir und nicht in Dir. Das kann ich Dir versprechen. Es deutet nämlich alles Äußere darauf hin.

WILLEM WECKER

Es war einmal ein Wecker namens Willem. Wie es für einen Wecker üblich ist, war er recht klein und rund. Außerdem war er rot angemalt und fein poliert, sodass sich Himmel und Erde in ihm spiegelten. Willem hatte die Sonne sehr gerne, weil sie ihn so schön funkeln lies und Farbe in das spärlich eingerichtete Dachbodenzimmer brachte, in welchem der Wecker wohnte. Seitdem Willem denken konnte, arbeitete er für einen gewissen Herrn Giebel, der wiederum für jemanden namens Bank arbeitete. Willem nahm seine Arbeit sehr ernst, weil Herr Giebel und Bank das ebenfalls taten. Darum lebten sie alle nach strengem Zeitplan. Jeden Morgen klingelte Willem den alten Mann um Punkt 6:00 Uhr aus dem Schlaf. Herr Giebel schlummerte niemals. So brauchte man nur mit den Augen zu blinzeln und schon waren Schlafmütze und Nachthemd gegen einen der unzähligen schwarzen und ausdruckslosen Anzüge getauscht. Blinzelte man ein zweites Mal, saß er bereits am Tisch seiner Wohnküche und nippte an einer Tasse Kaffee, den er stets schwarz wie seine Anzüge trank, dessen Bohnen laut Verpackung aber verführerisch ausdrucksstark waren. Seine gebrechliche Statur und gebückte Haltung lebten in absoluter Harmonie mit den wenigen dünnen Haaren, die auf wundersame Weise überlebt hatten, trotz der lebensfeindlichen Bedingungen die auf Herrn Giebels Kopfhaut seit geraumer Zeit herrschten. Man hätte ihn als einen durchschnittlich aussehenden, in die Jahre gekommenen Mann beschreiben können, wäre da nicht seine Nase, die stolz wie ein Fels in der Brandung ragte. An ihrem äußersten Rand saßen dicke Brillengläser, die ihm ein eulenartiges Aussehen verliehen, und

dahinter, kaum sichtbar, blickten tief eingesunkene Augen der Welt mit Argwohn entgegen.

Früher konnte Willem beobachten, wie Herr Giebel mit dem Telefon sprach, das ihm oft hektisch ins Ohr flüsterte. Obwohl der Wecker nie ganz verstehen konnte, worüber die beiden sprachen, mochte er das Telefon nicht so gerne, weil es den Mann häufig anschrie und verärgerte. Vielleicht war das der Grund, warum Herr Giebel und das Telefon seit Jahren nur selten miteinander sprachen. Obwohl Herr Giebel etwas recht freudloses ausstrahlte, war er Willems einzige Bezugsperson und der Wecker liebte ihn wirklich sehr, zumal nie andere den alten Mann besuchten.

Eines Nachts jedoch kam Herr Giebel ziemlich spät nach Hause, was ungewöhnlich war. Er war in Begleitung einer Person, die in glänzendes, schwarzes Gefieder eingehüllt war. Ihre längliche, geheimnisvolle Gestalt erinnerte Willem an Raben, die manchmal auf seinem Fenstersims landeten, doch als die Gestalt ihr Gewand ablegte, strahlte sie plötzlich in den herrlichsten Farben. Willems Blick folgte mit stillem Staunen dem Farbspiel und auch Herr Giebel schien wie gebannt von der Schönheit des Gastes, der sich ein Glas Rotwein einschenkte. Der junge Gast glitt so elegant und mühelos durch den Raum, dass er Willem fast überirdisch vorkam, und auch Herr Giebel machte einen ganz aufgeregten Eindruck, während er recht große Schlucke vom Wein trank. Nach kurzer Zeit war die Flasche leer und Willem beobachtete fasziniert, wie die beiden in den Bettlaken herumrollten und lustige Formen mit ihren Körpern bauten, was den kleinen Wecker sehr glücklich machte.

Doch nach einem besonders lauten Ruf von Herr Giebel, zeigte die bunte Gestalt auf Willem und verabschiedete sich. Sie ging zum Kleiderständer und hüllte sich wieder in das schwarze, federige Gewand, bevor sie Herrn Giebel ein kühles Lächeln schenkte und schließlich hinter der Türe verschwand, während dieser noch immer auf dem Bett saß, wie seiner selbst entrissen.

Eine kühle Brise wehte durch das Fenster und ließ die wenigen Härchen auf seinem Kopf hin und her wehen, wie eine weiße Flagge der Kapitulation. In diesem Moment hätte Willem alles gegeben, um Herr Giebel zu zeigen, dass er nicht allein war. Der Wecker versuchte mit aller Kraft zu leuchten, aber da nur das kühle Mondlicht durch das Fenster fiel, konzentrierte er sich mit seiner ganzen Willemskraft auf seinen Körper, bis er endlich leidenschaftlich zu klingeln begann. Herr Giebel, der noch immer wie angewurzelt dagesessen hatte, stand plötzlich wie eine Kerze im Bett. Seine buschigen Augenbrauen senkten sich tief über seine eulenartigen Brille. Der zerbrechliche Mann schien plötzlich unbeschreiblich groß. Seine mächtige Nase verdunkelte den Mond und zeichnete lange Schatten auf die zerknitterten Bettlaken. Mit einem mächtigen Hieb schlug er Willem auf den Kopf, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nach einem kurzen Moment wich die Wut aus seinem Gesicht und er fiel mit leerem Blick zurück auf sein Bett, unschuldig und ratlos wie ein Kind. Dort lag er, in sich gekauert, mit dem Gefühl die einsamste Person auf dieser Welt zu sein, sich dem kleinen roten Freund gänzlich unbewusst, der still neben ihm stand.

Wecker haben nie Zeit zu schlafen, doch in jener sternklaren Nacht fühlte sich Willem besonders rastlos. Er beobachtete den Mond auf seiner stillen Reise durch den Himmel. Normalerweise fühlte sich Willem dem Mond zutiefst verbunden, weil sein Licht ihn zu umarmen wußte, doch jetzt schien er ihm so fern zu sein. Während Herr Giebel in Schlaf versunken lag, überlegte Willem, wie es sich wohl anfühlen würde, den Mond auf seiner nächtlichen Reise durch den Himmel zu begleiten. Das waren große und kühne Gedanken für ein so kleines Wesen, und ein ehrfürchtiges Schaudern ging durch seinen ganzen Körper. Noch nie waren dem Wecker solch bedeutsame Fantasien durch den Kopf gegangen. Er sah sich mit anderen Uhren um einen großen Tisch versammelt und alle lachten ihm zu. Dann sah er sich mit den Vögeln über die Dächer der Stadt gleiten und in den Federwolken schwinden. Doch als er seine Augen endlich wieder auf den schlafenden Mann richtete, der sein Kissen umklammerte, wie ein Schiffbrüchiger eine Planke, fühlte er sich auf einmal unendlich nutzlos. Sein ganzes Leben hatte er versucht, den alten Mann glücklich zu machen, doch jetzt, wo er genauer darüber nachdachte, musste er sich eingestehen, dass er sich nicht erinnern konnte, jemals erfolgreich gewesen zu sein. Ganz im Gegenteil, wann immer seine Zeiger sechs Uhr schlugen und er so laut läutete, wie es nunmal in seiner Natur lag, schaute Herr Giebel missmutig drein, gähnte und schlug ihm auf den Kopf, woraufhin der kleine Wecker immer schrecklich erschrak und sofort zu klingeln aufhörte.

Nach diesen durchaus komplexen Überlegungen, kam Willem endlich zu dem Schluss, es wäre wohl am klügsten, am nächsten morgen nicht zu klingeln. Es

dauerte nicht lange, bis der Mond seine Reise beendet hatte und die Morgensonne durch das Fenster strahlte. Als seine Hände endlich sechs Uhr anzeigten, unterdrückte er mit seiner ganzen Willemskraft den Impuls, loszuschreien, was wirklich nicht einfach war, denn Willem war ein Wecker und diese klingeln, wenn sie klingeln sollten. Doch er schaffte es, seinen Mund geschlossen zu halten, während immer mehr Sonnenstrahlen das Zimmer erleuchteten und schließlich direkt auf das Gesicht des Schnarchenden knallten, der einen sehr entspannten Eindruck machte. Als Herr Giebel endlich aufwachte, blickte er verwirrt umher, bis er schließlich mit Entsetzen Willem anstarrte, während dieser stolz mit den Händen zeigte, dass es 11.20 Uhr war! Herr Giebel stieß einen ohrenbetäubenden Schrei aus. Mit beiden Händen packte er Willem und schüttelte ihn gewaltsam hin und her. “Die Bank wird mich umbringen!” Mit einer Geschwindigkeit, die Willem ihm nicht zugetraut hätte, zog der Mann sich an und raste aus der Wohnungstüre.

Willem war am Boden zerstört. Ein bedrückendes Gefühl der Traurigkeit kroch über seinen ganzen Körper. Seine dünnen Arme, die normalerweise so mühelos von einer Sekunde zur nächsten sprangen, wurden immer schwerer und langsamer, bis sie schließlich gänzlich zur Ruhe kamen. Zum ersten Mal in seinem Leben, schloss der Wecker seine Äuglein und glitt in die Innenwelt seines Uhrwerks, wo zeitlose Träume lange zwischen Zahnrädern auf ihn gewartet hatten. Die scharfen Kanten seiner mechanischen Welt wichen einer Landschaft, die im Mondlicht badete. Zunächst verharrte er still und fühlte das feuchte Gras gegen seinen Körper und lauschte dem flüsternden Wind. Um ihn herum erstreckte sich ein weites Tal,

durchzogen von einem silbernen Fluss, der leise vor sich hin plätscherte. Die Sterne am Himmel schienen heller und zahlreicher als je zuvor, und der Mond – sein alter Freund – war so groß, dass Willem fast glauben konnte, ihn küssen zu können.

“Willem, warum bist du hier?“, fragte eine tiefe Stimme. Verwundert drehte sich Willem um und sah eine alte Standuhr am Ufer des Flusses. Sie war mit kunstvollen Schnitzereien verziert, die sich tief durch ihr Gesicht aus dunklem Holz zogen.

“Ich weiß es nicht“, antwortete Willem ehrlich. “Ich glaube, ich suche die Welt und mich in ihr.”

“Oder so...” fügte er schüchtern hinzu. Die Standuhr aber nickte mit ernster Miene. „Wir alle suchen nach etwas. Manchmal ist es der Augenblick zwischen zwei Sekunden, in dem wir wirklich sind.“

Gemeinsam schwebten sie am Fluss entlang, und Willem beobachte gebannt das fließende Wasser, welches ihm so lebendig und unbegreiflich erschien. “Dieser Fluss trägt die Erinnerungen aller, die ihn überqueren, fort. Wir können auf ihn zeigen, ihn benennen, uns darin baden. Aber was der Fluss wirklich ist, das ist ein großes Rätsel.” sagte die Standuhr. “Von ihm können wir lernen, dass Vergänglichkeit nicht immer ein Verlust ist. Der Fluss ist ein Meister dieser Kunst. Seine Beständigkeit schöpft er aus seiner Durchlässigkeit, seiner Vergänglichkeit. Um ihn zu begreifen, müssen wir ihn in seiner Unbegreiflichkeit akzeptieren.

Ebenso ist es sich mit unserer Identität“, fuhr die Standuhr fort, “Die Welt ist ein Gewebe der Veränderung. Hast du mal versucht, nicht die Stunden zu zählen, sondern die Momente?”

Auf diese Frage, wusste Willem keine Antwort. Sie erreichten eine Gruppe von Glühwürmchen, die geheimnisvoll tanzten. Jeder Leuchtpunkt schien eine Erinnerung, einen Traum oder eine Hoffnung zu tragen – flüchtige Momente, die in der Luft schwebten, Geschichten von Freude und Trauer.

„Siehst du, wie sie leuchten?“, fragte die Standuhr leise, als wäre sie besorgt, die Glühwürmchen in ihrem Spiel zu stören. „Jedes Licht ist ein kühner Ausbruch der Hoffnung, gefangen in der Spanne eines Atemzugs. Und doch, in ihrer Vergänglichkeit liegt ihre Schönheit.“

Willem betrachtete die Glühwürmchen, die wie Sterne in der Nacht aufleuchteten und dann erloschen, nur um an anderer Stelle wieder aufzutauchen. In diesem Moment fühlte er eine tiefe Verbindung zu den kleinen Wesen, deren Existenz so voller Bedeutung war.

„Und doch streben wir alle nach Beständigkeit?“, fragte Willem schließlich, woraufhin ihn die Standuhr etwas zu verständnisvoll ansah. „Es scheint so zu sein, ja. Wir klammern uns an das Greifbare, weil wir fürchten, was wir nicht festhalten

können. Aber vielleicht ist es das Loslassen, das uns wahrhaftig sein lässt, denkst du nicht?“

Die Worte der Standuhr hallten in Willems Innerem nach und er spürte, wie die Spulen und Räder seines Uhrwerks zitterten. Am Horizont tauchte ein Turm auf, der hoch wie die Wolken reichte. „Siehst du, dieser Turm steht für die menschliche Vorstellung von Unendlichkeit und die Suche nach ewiger Dauer“, erläuterte die Standuhr, als sie näher kamen. „Doch der Turm endet, genau wie unsere Suche nach Unsterblichkeit durch die Zeitlichkeit unseres Seins begrenzt ist.“ Willem blickte nach oben. Die Turmspitze schien nie fertiggestellt worden zu sein, und doch fühlte er bei ihrem Anblick eine tiefe Demut.

Weiter flussabwärts führte der Weg sie an einem verfallenen Pavillon vorbei. Ranken umschlungen die Säulen, und das einst prächtige Dach war von Moos und Flechten bedeckt. „Auch das ist ein Teil des Lebens“, sagte die Standuhr, als sie seinem Blick folgte. „Der Verfall, das Enden. Alles fließt, und alles kehrt zurück zur Erde, aus der es einst kam, selbst die Geschichten, die wir uns erzählen.“

Sie wanderten weiter, bis der Weg sie zu einem verlassenen Garten führte. In der Mitte des Gartens kamen sie zu einem verwitterten Steinbrunnen. Anstelle von Wasser füllten Worte seinen dunklen Schlund, sie schwirrten umher wie Laub im Wind.

“Was ist das?“, fragte Willem vorsichtig.

„Das sind die ungesagten Worte, die verlorenen Gespräche dieser Welt“, antwortete die Standuhr. „Alle finden ihren Weg hierher. In der Stille der Möglichkeit warten sie darauf, vielleicht eines Tages gehört zu werden.“

„Aber wenn sie nie gesprochen werden, sind sie dann echt?“, fragte Willem, während er versuchte, die flirrenden Schriften zu entziffern.

“Was wir als Wirklichkeit wahrnehmen, ist oft nur eine dünne Schicht über einer Welt des Möglichen und Unmöglichen – ein Spiegelbild unserer Wahrnehmung, begrenzt durch die Konturen unserer Sprache“, erwiderte die Standuhr.

“Bin ich auch so?“, fragte der Wecker ernst. “Unsichtbar, ein Schatten dessen, was ich nicht sagen kann?”

“Unsere wahre Natur liegt eingehüllt in das Schweigen zwischen unseren Worten. Doch in diesem Schweigen ruht unsere wahre Stimme.“

„Aber wie finden wir unsere Stimme?“, fragte Willem flüsternd.

„Indem wir lernen, uns selbst zuzuhören“, antwortete die Standuhr. „Aber nicht dem, was wir sagen, sondern dem was immer noch da ist, wenn das Gesagte verklingt.“

Willem und die Standuhr näherten sich langsam dem Ende des Gartens, der von einer dichten Hecke umschlossen war. Der Mond stand nun tief, seine Strahlen warfen dunkle Schatten auf den Pfad vor ihnen. Im sanften Zwielflicht zog eine ernste Stille durch die Luft. Die Standuhr schien einen Moment zögernd zu verharren, bevor sie endlich sprach. „Es gibt eine Überlegung, dass das Leiden unausweichlich ist, dass unser Streben nach Glück nur eine Illusion ist, eine Selbsttäuschung, die uns von der wahren Natur der Welt ablenkt.“

Willem fühlte ein Ziehen in seiner Brust. Diese Worte klangen schwer und ungeheuerlich. „Ist es wirklich so?“

„Vielleicht ist es so, oder vielleicht auch nicht“, sagte die Standuhr. „Doch bedenke, Willem, ich bin nur ein Gesicht im Spiegel deiner Fragen. Ob die Antworten, die wir hier finden, wahr sind oder nicht, mag eine Frage sein, die jenseits unserer Erkenntnis liegt. Doch das Fragen selbst, das Streben nach Verstehen, ist wohlmöglich die tiefste Wahrheit, die wir erreichen können.“

Der kleine Wecker spürte die Gewichtigkeit der Worte, die in der nebligen Luft zwischen ihnen hingen, schwer wie der Duft der nächtlichen Blumen um sie herum,

und ehe Willem begreifen konnte, was geschah, verblasste der Garten und die Stimme der Standuhr war nur noch ein leises Echo.

In der abgedämpften Dunkelheit eines Sondermüllcontainers fand sich Willem Wecker wieder, die rote Farbe seiner Hülle nun zerkratzt und abgeblättert. Um ihn herum lagen verlassene Geräte, die einst Haushalten dienten und nun stumm neben ihm ruhten. Ein schmaler Lichtstrahl brach durch eine Öffnung oben im Container und streifte die Splitter einer zerbrochenen Glasflasche, die nahe bei Willem lag. Die Glassplitter fingen das Licht auf, brachen es und warfen Flecken gegen die Plastikwände. Willem betrachtete die Farben, die über sein rundes Gesicht tanzten und die ihn kaum hörbar vibrieren ließen. Das matte Rot seines lädierten Gehäuses mischte sich mit dem gebrochenen Blau und Grün des Lichts. Die Reflexionen erinnerten Willem an nichts Bestimmtes und doch an alles. Sie waren wie die Erinnerungen an den Traum – greifbar und doch unerreichbar. In dieser stillen Gegenüberstellung des Verfalls seines mechanischen Körpers und der schillernde Schönheit des Zufalls, vernahm Willem die Worte einer Sprache, die er im Traumbrunnen gesehen hatte. Der kleine Wecker, einst ein Wächter der Zeit, befand sich nun außerhalb ihrer strengen Grenzen, gebettet im Freiheitsgefühl seiner Funktionslosigkeit. Das Licht schwand, die Schatten im Container wurden länger, und Willem lag still.

So verbrachte Willem Wecker seine letzten Stunden, nicht als Diener, sondern als Zeuge seiner selbst.

FORTWEG

Ich stell mir das so vor, Kind. Die Verwandtschaft. Ich schaf mir die Verwandtschaft an die Wand. Vorgestellt. Also immerginär an die Wand vorangestellt. Ausgedacht als Andenken stell ich sie mir vor. Die Wand mit weisem Putz. Schließ meine Augen. Wie ein Kuhnstwerk kann ich sie sähen, die Verwachsenen. Eine neben dem anderen streichen sie die Wand. Oma muht sich ab ganz ruhig zu stehen. Opa kuhkt sie an und Macht ihr Mut. Hand in Hand verstehen sie sich. Die Füße und die Zeit. Etwas verhalten aber ausgesprochen. Sie sind eben miteinander verwachsen.

Die Lieder sind zu und ich kann sie sehen. Wie sie sich wänden. Aber der Papa ist lose, obwohl er auch ein Verwachsener ist. Der Papa verstreicht sich die Zeit zu schnell an meiner immerginären Wand. Er will da nicht mehr verstehen. Er kann sich das nicht ausmalen. Es tropft auf sein Hemd und er wird ganz weis und hart. Mit der Zeit wandet er sich ab. Tag für Tag. Jahr für Jahr. Papa! Ich sprich auf ihn ein. Zwei! Dreimal! Aber er verlässt sich unter mich. Eine Insel. Lässt sich nieder auf eine Insel. Ein ganzes Lebenland für sich. Zum Einziehen. Nur für sich.

Jetzt ist es ausgesprochen. Einsam. Er ist Verschwandschaft und ich kann ihn mir nicht vorstellen. Ist die zu kahl? Vielleicht stellt er sich einfach gerne aus. Nicht an. Obwohl ich an gab. Und auch sonst alles. Trotz dem und vor allem sich ist er jetzt dortweg. Und davon steht auch noch die Türe offen und es zieht. Ein Wind spricht urahnenvoll. Er ist jetzt an einem anderen Fort.

